

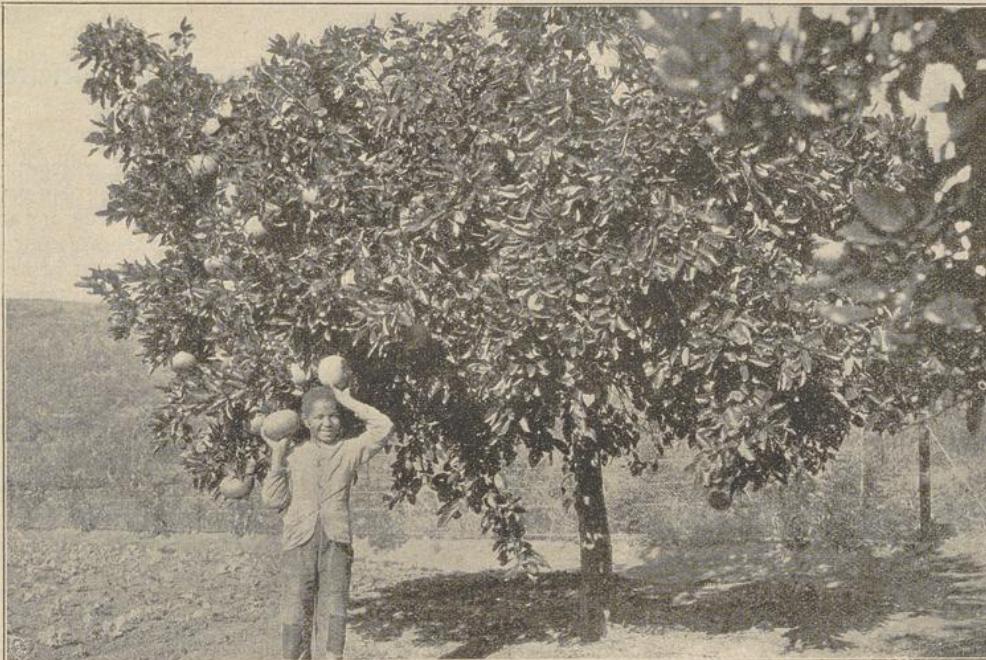
Domine, da mihi animas!

der andere zweifelt, dieser sucht den Glauben, jener hat ihn verloren, ein dritter und vierter hat ihn noch gar nicht kennen gelernt, und dennoch schauen sie alle mit Bewunderung zu diesem Kreuz hinauf und fragen sich, was das wohl bedeute. Und gewiß hat manchem sein wieder wach gewordenes Gewissen eine ernste Antwort auf seine Frage gegeben. Einem schwarzen protestantischen Prediger kamen sogar unwillkürlich die Tränen, als er so unzählig des rührenden Bildes ansichtig wurde. — So hat dieses Kreuzifix da droben auf unserm Kalvarienberge seine eigene hohe Mission.

(Fortsetzung folgt.)

trages entledigt zu haben. Meine Versicherung, noch am gleichen Tag zu kommen, mochte ihn vollends in dieser seiner Angst bestärkt haben; kurz, er verschwand auf Nimmerwiedersehen, und ich war somit auf dem weiten fremden Weg, der mir nur höchst mangelhaft beschrieben worden war, ohne Führer. Nun, ähnliche Fälle begegnen dem Missionär gar oft. Ich sattelte also mein Pferd, empfahl mich der göttlichen Befreiung und der Führung meines hl. Schutzens und ritt gegen 7 Uhr morgens fort.

Unterwegs fragte ich da und dort nach dem betreffenden Kraal und der kranken Frau, doch niemand



Im Orangen Garten in Mariannhill.

Domine, da mihi animas!

Von Rev. P. Florian, O. C. R.

(Schluß.)

Maria Ratschiz. — Einen zweiten mit mancherlei Opfern verbundenen Kraatenbesuch hatte ich anfangs März 1908 zu machen. Am dritten genannten Monats kam in aller Frühe ein Kaffer zu mir mit der Bitte, doch unverzüglich zu seiner dem Tode nahen Mutter zu kommen, die gar sehr nach der hl. Taufe verlange.

„Wo wohnt deine Mutter?“ fragte ich. — Der Kaffer ist sonst geneigt, die Entfernung immer als möglichst gering anzugeben. Selbst wenn man ein paar Stunden weit zu reiten hat, pflegt er, zumal in dringenden Fällen, wie im oben ange deuteten, zu sagen: „O, es ist gar nicht weit von hier; gleich da drüber hinter jenem Berg ist unser Haus.“ Dieser Schwarze jedoch machte eine rühmliche Ausnahme; er gestand mir offen: „Weit, weit von hier! Wenn du bei jenem hohen Berg da drüber angekommen bist, mußt du hinaufreiten; oben angekommen, geht es zunächst rechter Hand wieder bergab, dann geht es eine Strecke geradeaus und schließlich wirst du bei unserer Hütte ankommen.“ Er nannte mir noch den Kraalbesitzer und glaubte sich hiemit seines Auf-

komme oder wollte mir eine nähere Auskunft geben. „Asimazi, lo'muntu, wir kennen diese Person nicht“, war die ständige Antwort. Mancher der Befragten mag wirklich die Kranke, bezw. den Kraal, in dem sie wohnte, nicht gekannt haben, einzelne aber hielten mich, wie ich später erfuhr, für einen Engländer und schöpften Verdacht, ich wolle bloß das Land ausspionieren und die betr. Person arretieren; daher ihre trockene Antwort: „Usazi“, (wir wissen's nicht!).

Nach etwa siebenstündigem Ritt erhielt ich bessere Auskunft. Ein protestantisches Mädchen, das mich als katholischen Priester und Missionär erkannte, gab mir ziemlich genauen Bescheid sowohl über den Kraal, als auch über den noch zurückzulegenden Weg, fügte aber offen bei, es sei noch ziemlich weit. Nun Klarheit in einer Sache ist was wert. Ich ritt also den Berg hinauf, kam aber dabei in eine schreckliche Wildnis, wie ich sie hierzulande noch selten angetroffen. Zeitweilig konnte einem dabei wirklich ganz unheimlich zu Mute werden. Doch es ging alles gut. Oben angekommen, lag eine Kaffernwohnung vor mir. Auch hier hielt man mich anfangs für einen Spion; mein fremdes, schwarz-weißes Gewand kam ihnen besonders verdächtig vor. Als ich jedoch den Leuten erklärte, wer ich sei und was ich wolle, schenkten sie mir sofort

Vertrauen und beschrieben mir den Weg zur Hütte der Kranken recht genau.

Nach einem weiteren Ritt von einer guten Stunde war ich am Ziel; es war $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, und ich war somit $3\frac{1}{2}$ Stunden auf dem Wege gewesen, obwohl ich streckenweise stark geritten war. Die Kranke lag auf dem Boden und vermochte kaum mehr zu reden; doch verstand sie noch so ziemlich, was ich ihr sagte. Ich unterrichtete sie, so gut es eben ging — in solchen Fällen muß immer die Gnade Gottes das meiste tun — und spendete ihr sodann die heilige Taufe. Den Namen, den ich ihr gab, werden die geehrten Pfarre und Leserinnen wohl schon erraten haben; die allerliebste Jungfrau Maria sollte fortan ihre große Schutzpatronin sein. Ihr empfehle ich bei solch' geistiger Lehrenlese alle meine Kinder, bei Männern aber wähle ich mit Vorliebe den Namen „Joseph“.

Als ich mit der hl. Handlung fertig war, zeigte die Uhr schon auf zehn Minuten nach 5 Uhr. Ich mußte also an baldige Rückkehr denken und nahm von der kranken Maria Abschied, sie innigst dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau empfehlend. Sie mußte fortan Sorge für ihr Kind tragen, ich selbst konnte nichts mehr für die Sterbende tun. Ich ritt bis 7 Uhr abends; da mußte ich Halt machen und in einem Kaffernkraal Nachtherberge suchen. Denn es begann schon stark zu dunkeln, und bis zur Missionsstation hatte ich noch beinahe 8 Stunden zu reiten. Auch begannen allmählich meine Kräfte zu schwinden, denn ich hatte außer dem Frühstück den ganzen Tag fast nichts gegessen und getrunken, und überdies hatte mir die afrikanische Sonne, die an jenem Tage ganz gehörig brachte, hart zugesezt. In solchen Fällen ist man genügsam und nimmt mit allem vorlieb. Mein Rößlein band ich im Freien an einem Baumstamm an; drinnen im rauhgeschwärzten Kraal fand ich eine auf dem Boden ausgebreitete Binsenmatte als Lagerstätte, und mein Abendessen bestand in einigen afrikanischen Bohnen und einem Becher Wasser. Dann empfahl ich mich dem Schutze der göttlichen Borsehung und legte mich zur Ruhe nieder, konnte aber trotz der starken Ermüdung, die ich in allen Gliedern fühlte, nur wenig schlafen.

Da gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts weckte mich ein Geräusch. Ich erkannte bald, was los war. Mein Pferd war durch irgendetwas erschreckt worden und hatte sich losgerissen und Reisakus genommen. All' meine Versuche, es wieder einzufangen, waren vergebens; zuletzt verschwand es im Dunkel der Nacht und kam nicht wieder zum Vorschein. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Tag abzuwarten. Gegen 5 Uhr morgens stand ich auf; von meinem Rößlein war noch immer keine Spur zu sehen. Da hieß es also zu Fuß weitergehen. Sobald die Sonne am Himmel emporstieg, kam auch die Hitze; dazu plagten mich Hunger und Durst, und alle meine Glieder waren von dem gestrigen weiten Ritt und dem harten Lager während der Nacht wie gerädert. Wann würde ich wohl heimkommen? Ich hatte zu Fuß sicherlich noch 8—9 Stunden zu gehen.

Doch es sollte mir rasch geholfen werden. Gegen 8 Uhr kam ich bei einem englischen Farmer an. Hier bekam ich eine Tasse Kaffee, etwas Brot und gekochte Früchte. Das stellte meine Kräfte so ziemlich wieder her; die Hauptfache aber war, daß er mir ein Pferd lieh. Gott möge ihm diesen Liebesdienst noch lange lohnen; denn damit war mir geholfen! Nach weiteren zwei Stunden gelangte ich zu einer englischen Polizei-

station. Hier versprach man mir, nach dem entlaufenen Pferd zu suchen und ließ mir inzwischen ein anderes. Auf diese Weise konnte ich dem englischen Farmer das mir gütigst überlassene Pferd sofort wieder zurückenden.

Kurz nach Mittag war ich wieder zu Hause auf meiner hl. Missionsstation, und zwei Tage später erhielt ich auch mein Rößlein wieder, das von einigen Kaffern eingefangen worden war. Die gute Maria aber starb wenige Tage nach Empfang der hl. Tausegung im Herrn. Sie ist nun sicherlich bei ihrer großen Patronin im Himmel oben, und ich wünsche nur, daß sie dort Fürbitte für mich einlegen wolle, zumal wenn es gilt, unsterbliche Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Missionsverhältnisse in Mariatrost.

Von Schw. Christina, C. P. S.

Die hiesige Missionsstation zählt zu den kleineren — die Zahl der Schulkinder beträgt gegenwärtig 65 — dennoch aber füllt auch Mariatrost sein bescheidenes Plätzchen im großen Missionswerk recht gut aus. Trotz der vielen Hindernisse ist die Zahl der Katechumenen, der Täuflinge und Erstcommunikanten in beständigem Wachstum begriffen. Sogar von den protestantischen Schulen, die rings herum errichtet sind, kommt manches Schäflein vertrauensvoll zu uns und zählt später in der Regel zu den besten Katholiken. Aehnliches gilt von den in nächster Nähe der Station wohnenden Heiden. Oft zögern sie lange mit der Bekehrung, wenn sie aber einmal zu uns kommen, dann zeigen sie auch großen Eifer und bleiben ihren guten Vorfahren treu.

Mariatrost hat schon seit Jahren eine kleine Außenstation mit einer dem hl. Xavier geweihten Kapelle. Zwei weitere Kapellen wurden erst in jüngster Zeit gebaut, und, so Gott will, soll in Bälde eine dritte in Angriff genommen werden. So ein Missionskirchlein ist allerdings außerst einfach und arm. Vier Lehnmände und ein Strohdach darüber, das ist alles. Den Altar repräsentiert ein einfacher Tisch, und als innere Ausstattung haben wir Schwestern ein paar mit buntem Stoff umrahmte Bilder an den kahlen Wänden aufgehängt. Ein paar Flaschen dienen als Blumenvasen, und eine Kuhshelle ist unsere „Glocke“. O, wenn unsere geehrten Wohltäter oft wüssten, welche Freude sie diesen guten Schwarzen, die so sehr am Neuherrn hängen, und vielsach durch Bilder, Statuen und sonstige religiöse Gegenstände belehrt werden müssen, durch irgend eine Kleinigkeit machen könnten, sie würden uns sicherlich mit aller Bereitwilligkeit zu Hilfe kommen.

Eine dieser Kapellen dient zugleich als Schule. Gegenwärtig erteilt eines unserer größeren Mädchen darin Unterricht, wozu aus der näheren und weiteren Umgegend etliche zwanzig, außerst ärmlich gekleidete Kinder zusammenkommen. Einmal machte ich mit den hiesigen Schulkindern einen Besuch dasselb. Wir hatten gut drei Stunden zu gehen, und als wir hinkamen, hatte gerade die hl. Messe begonnen. Es war ein schönes Häuschen Heiden beisammen und sie schienen alle ganz begeistert für die christliche Religion. Als unsere Schulkinder ein religiöses Lied anstimmten, schrien sie alle aus Leibeskräften mit, obwohl sie weder Text noch Melodie kannten. Wir Schwestern wollten sie zum Schweigen ermahnen, denn der Lärm und Durcheinander war ein gräulicher, sie aber lachten